

Der Stockholmer Fortsetzungsausschuß über praktisches Christentum

(Bern, August 1926)

Die innere Entwicklung des deutschen Protestantismus ist in diesen Blättern seit einiger Zeit nur wenig beachtet worden. Besondere Veranlassung lag dazu kaum vor; denn fast die ganze Aufmerksamkeit der religiös und kirchlich interessierten Protestanten bewegte sich um den notwendig gewordenen Neubau ihrer Kirchenverfassungen und die neuen Umgestaltungen der kirchlichen Ämter und Einrichtungen. Bei dieser Aufgabe reden wir ohne Not lieber nicht mit. Ob z. B. in der altpreussischen Landeskirche der unhandliche Titel „Generalsuperintendent“ durch einen mehr mundgerechten Titel, wie Prälat, Präsident, Propst oder gar „Bischof“ ersetzt werden soll — eine Frage, um die jetzt mit viel Wichtigtuerei gestritten wird — kann uns gleichgültig lassen. Die Lebhaftigkeit solcher Kämpfe um Kleinigkeiten ist nur ein Zeichen, wieviel freie Zeit man in andern Lagern zu haben scheint¹.

Dafür herrscht doch im Weltprotestantismus der andern Länder ein viel bewegteres Leben. Die Gegensätze drehen sich da vorwiegend um die in Stockholm angeregten großen Hauptfragen der christlichen Moral, um „Evangelium und praktisches Christentum“. Binnen kurzem wird man auch im deutschen Protestantismus einer Beteiligung an diesen Debatten nicht mehr ausweichen können. Sie hat schon begonnen.

Der schwedische Erzbischof Nathanael (Nathan) Söderblom von Upsala hat mit seinem „ethischen Nizäa“ auf der „Weltkonferenz für praktisches Christentum — (on life and work)“ in Stockholm den Stein ins Rollen gebracht. Er wollte alle Spaltungen der Christenheit in der Glaubenslehre, im Dogma, in denen man sich doch nicht einigen werde, ruhen lassen, und das gemeinsame Bemühen auf eine Verständigung über die sittlichen Vorschriften des Evangeliums und das entsprechende praktische Verhalten der Christen gegenüber den Notständen der heutigen Zeit hinlenken und die Kräfte der christlichen Religion für die Durchführung dieser Vorschriften im Privatleben und besonders in den öffentlichen Verhältnissen in Bewegung setzen.

Umsonst machte man von den verschiedensten Seiten den lutherischen Erzbischof darauf aufmerksam, daß es mit Luthers Evangelium, das einzig und allein den Glauben, d. h. das vertrauensvolle passive Hinnehmen der Erlösung ohne die Werke als genügend für das Seelenheil gelten ließ, schlecht harmoniere, wenn er jetzt die Glaubensfragen so beiseite schiebe, um allein die guten Werke, das praktische Christentum, die „römische Werkerei“ (life and work) auf den Leuchter zu erheben.

¹ Mit gutem Bedacht reden wir hier nicht vom Evangelischen Bund. Er macht zwar unter seinem neuen Präsidenten wieder einigen Kriegslärm. Aber aus dem eigenen Lager erheben sich immer gewichtiger Stimmen, die auf das Zwecklose und Verderbliche dieses Treibens hinweisen. Wir können uns eine Einmischung einstweilen ersparen.

Wie mager denn auch in der Tat der Ertrag dieser mangelhaft vorbereiteten Weltkonferenz ausgefallen ist, wissen unsere Leser¹.

Um so größere Erwartungen knüpften sich an den vielgliedrigen internationalen Fortsetzungsausschuß, der in Stockholm gebildet war und von Söderblom nach eingehenden Kommissionsberatungen in London (21.—22. April) auf den 24.—29. August 1926 nach Bern in der Schweiz einberufen wurde. Da sollten die reichlich verschwommenen Ziele der Stockholmer Tagung in bestimmte greifbare Gestalt gebracht werden. Ungefähr 80 Abgeordnete aus 24 Ländern waren erschienen.

Zunächst handelte es sich um den Plan, ein „christliches sozialwissenschaftliches Institut“ zu gründen. Seine Aufgabe wäre die wissenschaftliche Erforschung der heutigen sozialen Probleme vom christlichen Standpunkte aus. „Auf wissenschaftlicher Basis hofft man so eine gemeinsame Stellungnahme der Christenheit gegenüber den sozialen Aufgaben zu erzielen“². Mit der Vorbereitung dieses Instituts, das seinen Sitz in Zürich haben soll, wurde der Züricher Pfarrer Adolf Keller betraut. Eine andere wichtige Aufgabe, die in Bern zu lösen war, betraf die Antwort, welche der Ausschuß dem Brief der deutschen Abordnung zu der Stockholmer Tagung des Weltkongresses von 1925 erteilen mußte. Diese Abordnung hatte nämlich den deutschen Protestanten gegenüber die Pflicht übernommen, in Stockholm Verwahrung einzulegen gegen die Anklage des Versailler Diktates, daß Deutschland allein Schuld am Krieg und seinen schrecklichen Greueln und Folgen sei. Die Abgeordneten mußten sich aber belehren lassen, daß das Anrühren dieser Frage sofort den ganzen Weltkongreß zum Aufliegen bringen würde. Man schwieg also über diese Beschwerde während der ganzen Tagung. Nach dem Schlusse aber richtete D. Kapler, der Präsident der deutschen Delegation, einen vom 29. August 1925 datierten Brief an den soeben eingesetzten Fortsetzungsausschuß und forderte von ihm um so dringender eine Klärung der Kriegsschuldfrage.

Im Laufe des Jahres versuchten die Engländer und Amerikaner ihre deutschen Kollegen zum Verzicht auf ihr Verlangen zu bewegen. Es war umsonst. Unter dem 8. Juli 1926 richtete D. Kapler nochmals einen langen Brief an den Wortführer D. J. Brown in Newyork, worin er Sinn und Gründe seiner Forderung deutlicher umschrieb und auf einer klaren Antwort bestand³. Daraufhin begab sich der Fortsetzungsausschuß an die saure Arbeit und veröffentlichte eine „mit großer Majorität angenommene“ Erklärung, die in den Zeitungen⁴ erschien. Der vom Generalsuperintendenten D. Zoellner in der genannten Kirchenzeitung gezeichnete lange Bericht enthält sonst so gut wie nichts über die „sehr langen und schwierigen Berner Verhandlungen“. Es scheint, daß diese Kriegsschuldfrage fast die ganze Aufmerksamkeit der Sitzungen in Anspruch nahm. „Daß in manchen Stücken der Bericht den Eindruck eines Kompromisses macht, ist nach Lage der Dinge nicht anders zu erwarten“, meint Zoellner. Der „Reichsbote“ (Nr. 209) ist etwas kritischer. Von der Erklärung des Fortsetzungsausschusses selbst sagt er: „Ob sie, wie auch so manches Stock-

¹ Diese Zeitschrift 110 (1925) 100 u. 192 ff.

² „Germania“ Nr. 415 vom 7. September 1926; „Christliche Welt“ Nr. 19.

³ Das Aktenstück ist abgedruckt im „Reichsboten“ Nr. 209 vom 7. September 1926.

⁴ Auch in der „Allg. Evang.-Luth. Kirchenzeitung“ Nr. 41 vom 8. Oktober 1926.

holmer Dokument, an falscher oder doch mißverständlicher Übersetzung leidet, können wir nicht beurteilen. Es scheint uns aber so, denn manches ist schwer verständlich. Das Ganze ist etwas gewunden ausgedrückt. Kein Zweifel. Aber auch kein Wunder.“

Ein Eingehen auf den Text des Aktenstückes wäre für uns sehr verlockend, gehört aber nicht in diesen Zusammenhang.

In der Zwischenzeit hatte auch der hier schon mehrfach erwähnte „Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen“ sich mit dem Plane Söderbloms beschäftigt, und auf der Tagung des deutschen Zweiges dieses Bundes, die vom 27. bis 29. April 1926 in Frankfurt a. M. stattfand, waren die in Stockholm angeschnittenen Pläne und Aufgaben der Hauptgegenstand der Reden und Gespräche. Bedeutende protestantische Theologen und Männer der sozialen Praxis tauschten hier ihre Gedanken aus über das, was das Christentum, die „Kirchen“ oder das „Evangelium“ beitragen können und müssen zur Förderung der Einigkeit, des Friedens, der Zusammenarbeit auf allen Gebieten, vorzüglich aber auf dem des öffentlichen, sozialen, politischen und wirtschaftlichen Lebens.

Sofort stellte sich aber wieder heraus, wie unversöhnlich hier die Gegensätze einander gegenüberstehen zwischen dem altlutherischen Dogma von der sola fides, dem Glauben allein ohne Werke, und dem neuprotestantischen Grundsatz des modernen ethischen Christentums, wie er besonders im Calvinismus und im amerikanisch-englischen Aktivismus vertreten wird und mehr und mehr auch das deutsche Luthertum in seinen Bann zu ziehen sucht.

Die Zeitschrift des genannten Weltbundes, die von Prof. D. Siegmund Schulze in Berlin geleitete Vierteljahrschrift, „Die Eiche“, widmet ihr drittes Vierteljahrsheft von 1926 fast ganz diesen Frankfurter Verhandlungen. Neben dem Herausgeber kommen darin zu Wort die Vertreter der systematischen Theologie (Dogma und Moral) an der theologischen Fakultät der Universität Berlin, Geheimer Konsistorialrat D. Dr. Arthur Titius, dann der Reihe nach der oben genannte Pfarrer D. Dr. Adolf Keller in Zürich, Stadtpfarrer Theodor Rappus in Zuffenhausen (Stuttgart), Prof. D. Erich Foerster in Frankfurt a. M., Arbeitersekretär August Springer in Ludwigsbürg, Pfarrer Lic. René Wallau in Frankfurt und einige andere.

Ganz entschieden und klar lauten die Worte des Berliner Theologen Titius, und bei der Stellung des Redners wird es gut sein, wenn wir ihn möglichst unverfälscht zu Wort kommen lassen. Sein Aufsatz trägt die Überschrift: „Die soziale Erneuerung der Menschheit als Aufgabe des Christentums.“

„Liebe christliche Freunde!“ — so beginnt er — „Soziale Erneuerung der Menschheit! Was für ein Gewaltiges, das in diesem Wort sich ausspricht! Wer wollte nicht da mit einstimmen, wenn der Wunsch ausgesprochen wird, es möchte zu einer sozialen Erneuerung der Menschheit durch das Christentum kommen. . . . Aber kann dies Feuer brennen? Ist es möglich, dies als Aufgabe und nicht als Wunsch zu formulieren? . . . Kann denn soziale Erneuerung der Menschheit Aufgabe des Christentums sein? Wir haben dem Christentum nicht Aufgaben zu stellen nach unserm Gutdünken. Es hat seine eigenen Gesetze, seine Verpflichtungen, seine Aufgabe, eine einzige Aufgabe: Erlösung, Erlösung der Seelen. Es gibt keine andere. . . . Diese eine religiöse Aufgabe

ist da, nichts anderes. . . . Die Bedenken, die ich geltend machen muß, die gehen noch weiter. Soziale Erneuerung der ganzen Menschheit durch das Christentum, ist das möglich? Der Christ hofft auf den Tag, da ein neuer Himmel besteht, eine neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt. Jawohl, das ist die letzte Hoffnung. Aber wer kann den Weg dahin weisen? Gott allein. Wir verstehen nicht einmal, daß es irgendwie dahin kommen könne. Uns in dieser Beziehung Aufgaben stellen, das ist ganz unmöglich. Solange diese Erde uns trägt und solange die Menschen noch nicht Engel sind — und dazu besteht sehr geringe Aussicht — so lange werden wir auch jene Erneuerung der Menschheit nicht haben, so lange herrscht Kampf und Streit. Entfremdung, erkaltende Liebe, Kampf, immer neuer, unendlicher Kampf durch die Zeiten hin, das sind die Perspektiven, die die Bibel stellt. Können wir rosigere Bilder zeichnen? Ich glaube nicht. Meine Bedenken muß ich aber voll aussprechen, und sie sind noch immer nicht zu Ende. Soziale Erneuerung der Menschheit, was heißt das? Mit dem Worte sozial wird heute Unfug getrieben, kein Wort ist so unbestimmt wie dies. Wir wollen das Wort ‚sozial‘ nehmen im präzisen Sinn der ‚sozialen Fragen‘, so daß wir uns etwas dabei denken können. Es sind nicht nur Wirtschaftsprobleme, die heutige kapitalistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung hat ihre eigenen Probleme. Und darum frage ich: Kann eine Erneuerung in diesen Dingen Aufgabe des Christentums sein? Dazu stelle ich mir die Frage: Was sagt eigentlich die Bibel zum Kapitalismus? Sie sagt gar nichts. Warum sagt sie gar nichts? Weil sie den Kapitalismus überhaupt nicht kennt. . . .

„Wenn Jesus von arm und reich redet, so redet er nicht von Kapitalismus. Beim Reichen denkt er etwa an den reichen Bauer oder an den Hofstaat des Königs. Vom Kapitalismus ist in der Bibel überhaupt keine Rede. Gewiß, der moderne Kapitalismus hat auch eine Seite, die unter das Gericht Jesu fällt. Es bleibt dem Reichen schwer, für seine Seele zu sorgen. Aber Jesu Worte sind nicht volkswirtschaftlicher Art. Über Kapitalismus und Arbeitsorganisation im heutigen Sinne enthält die Bibel nichts. . . . Und was sagt die Bibel über den Sozialismus? Gar nichts. Denn wie kann man von Sozialismus reden, wenn man keinen Kapitalismus kennt? Denn Sozialismus ist eine bestimmte Theorie über das produktive Kapital und seinen Besitz.

„Damit komme ich zu einem Punkte, wo meine anscheinend rein negativen Sätze in etwas sehr Positives umschlagen. Vor noch nicht langer Zeit ist von den Kanzeln gegen den Sozialismus geredet worden, nicht nur gegen religiös-sittlich zu verurteilende Auswüchse der Bewegung, sondern gegen das sozialistische (wirtschaftliche und politische) System als solches. Die Bibel aber sagt davon nichts. Man hat also von diesen Dingen geredet ohne Auftrag. Wer aber ohne Auftrag redet, der hat seinen Auftraggeber nicht mehr hinter sich. Hier handelt es sich rein und ausschließlich um das religiöse Urteil, nicht etwa um eine politische oder wirtschaftliche Beurteilung des Sozialismus. Es muß gesagt werden: In dieser Beziehung hat die Kirche getan, was sie nicht tun durfte. . . . Wer in dieser Weise Gottes Auftrag fälscht — denn das ist Fälschung, selbstverständlich eine ungewollte, unbewußte, aber nicht unverschuldete —, der muß die Folgen auf sich nehmen. Sie sind deutlich zu sehen. Hat nicht die evangelische Kirche weithin in der Arbeiterschaft selbst durch ihr Tun mit dazu geholfen, daß ihr die Ohren verschlossen werden? Sie hat eben Dinge gesagt als Gottes Wort, die gut gemeint waren, die nur nicht in göttlichem Auftrag gesagt wurden.

„Aus den vorgetragenen Grundsätzen ergibt sich, meine verehrten Freunde, was wir positiv zu unserem Thema beitragen können. Es ist sehr einfach zu sagen, und ich kann auch hier nichts Neues mitteilen. Worin liegt die große Kraft, die das Evangelium von Anfang an bewährt hat durch alle Zeiten hin? Keine Zeit, auch das späte Mittelalter nicht, ist davon auszunehmen. Welche Kraft war es? Zunächst war stets die Kraft da, einzelne Seelen zu gewinnen. . . . Freilich, das Evangelium will nicht nur

einzelne Seelen. Sondern diese einzelnen, die gewonnen werden, die werden auch hineingestellt in den großen gemeinsamen Verband. Ein Volk Gottes ist das Ziel. Und dies ist es nun, was das Evangelium kann, und nichts anderes. Es vermag Seelen, wir sagen heute Individuen, im tiefsten Innern zu rühren und zu bewegen. Und es vermag, sie zusammenzuschließen zu einem Ganzen. In und mit beiden ist die soziale Kraft gegeben, die es besitzgt.

„Man kann nicht darüber streiten, daß zum Evangelium dieser Zusammenschluß in Liebe als ein entscheidendes Moment gehört... Man kann sehr zweifelhaft sein, wieviel denn das Evangelium an sittlicher und sozialer Kraft in die Welt gebracht hat. Man kann geradezu meinen, die Welt und wir bleiben im letzten Grunde doch die gleichen. Aber eines bringt sicher das Christentum jedem, der sich ernsthaft mit ihm beschäftigt. Es schreckt ihn aus seiner Selbstsicherheit auf, es macht ihn kritisch gegen sich selbst!... Soziale Gemeinschaft im tiefsten kann es nicht geben ohne diese drei Dinge: ohne den Gehorsam und die Kritik und die innere Freude, den eigenen Platz auszufüllen...“

Auf diesen gut lutherischen Gedankengängen ist Titius richtig bei Luthers verzweifelten Gewissensschrecken und deren Allheilmittel, dem Fiduizialglauben angelangt, als dessen werktätiges Dankopfer die Liebe, d. h. praktisch die Werke der innern Mission an den Elenden und Unglücklichen erblühen.

„Daraus“, so sagt er weiter, „müssen wir die Folgerungen ziehen. Es ist von Stockholm schon mehrfach die Rede gewesen. Die sozialen Auswirkungen werden mit Recht allgemein erwartet. Freilich muß man auch warten können. Alles im Reiche Gottes fängt klein an... Ich wollte aber von etwas Allgemeinerem sprechen, wofür ich Ihre Zustimmung haben möchte. Ich finde, wenn auch jede Volkswirtschaft ihre eigenen, nur in ihr vorhandenen Probleme hat, so ist doch ohne Frage, daß jede Volkswirtschaft auch eine internationale Seite hat. Nun aber denken Sie an die ungeheuren Schwierigkeiten, die entstehen, wenn hier ein Ausgleich geschaffen werden soll. Wirtschaft steht gegen Wirtschaft, selbstverständlich und ganz unvermeidlich. Und zweitens: Volk steht gegen Volk. Leider muß man auch heute noch sagen: Wirklich Volk gegen Volk, wenn man die wirtschaftliche Weltlage ansieht... Der völkische Gegensatz ist noch längst nicht überwunden und die Konkurrenz der Volkswirtschaften ist eine reale Tatsache. Wie ungeheuer groß sind doch die Schwierigkeiten, über alle diese Abgründe hin sich die Hand zu reichen.“

„Der Vertreter der Methodisten hat hier hervorgehoben, wieviele es überall in der Welt gibt, die guten Willens sind. Diesen guten Willen, der so frei von nationalen und wirtschaftlichen Erwägungen in der Luft schwebt, kann nur schaffen gemeinsame religiöse Überzeugung. Dies ist das einzig mögliche Bindemittel. Wenn das versagt, bleibt die Welt dauernd um Frieden und Wohlfahrt der Völker betrogen. Wenn jene Verständigung auf religiöser Grundlage nicht gelingt, dann erreichen wir nicht, was wir erreichen müssen. Wir haben nicht Zeit zu verlieren. Wir gehen alle miteinander zu Grunde, wenn es nicht gelingt, an diesen Punkten auf christlicher Grundlage Vertrauen zu schaffen und durch Vertrauen Verständigung.“¹

Soweit Professor A. Titius. Wir haben seine ganze Rede, die in der „Eiche“ sechs Seiten einnimmt, mit einigen unwesentlichen Auslassungen hier wiedergegeben, weil man es sonst vielleicht nicht für möglich hielte, daß der Hauptvertreter der protestantischen Theologie an der ersten Universität Preußens sich auf so engem Raume in so handgreifliche Widersprüche verwickelte.

Im Anfang seines Gutachtens sagt er mit aller Schärfe, daß das Evangelium oder das Christentum nach protestantischer und zumal nach Luthers

¹ Hervorhebungen von uns.

Auffassung gar nichts über die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Probleme der heutigen Zeit enthalte, und daß die, welche auf Grund der christlichen Religion und im Namen des Evangeliums Anweisungen zur Lösung dieser Fragen geben wollen, Gottes Wort fälschen und ohne Auftrag reden, denn „über Wirtschaftssysteme sagt uns die Bibel nichts“. Am Schluß aber verlangt er mit ebensoviel Nachdruck eine Verständigung auf „religiöser, christlicher Grundlage“ über ebendieselben Fragen!

Man wende dagegen nicht ein, dieser Zwiespalt sei nur ein scheinbarer und beruhe auf ungenauer oder zu kurzer Ausdrucksweise. Titius wolle nur sagen, jene Verständigung des guten Willens müsse auf der natürlichen Sittlichkeit, der philosophischen Ethik des gesunden Menschenverstandes und den religiösen Erkenntnissen der philosophia perennis grundgelegt sein. Das ist allerdings die katholische Lösung der Schwierigkeit, die für uns nicht existiert. Aber für Titius als Protestant lutherischer Prägung ist dieser Weg nicht gangbar. Wenn jene hohen Kirchenmänner, denen er objektive Fälschung des Gottesworts vorwirft, mit dieser ganz und gar unreformatorischen und unlutherischen Berufung auf das Licht der Vernunft sich nicht decken können, so kann auch Titius dahinter keine Deckung suchen. Wir kommen auf diesen schwachen Punkt noch mehrfach zurück. So zeigt sich sonnenklar, wie das Dogma die Frage beherrscht.

Ganz anders als Titius nimmt der folgende Redner, der Züricher Pfarrer D. Dr. Adolf Keller sein Thema „Die soziale Erneuerung durch das Christentum“ in Angriff. Als reformierter Schweizer geht er nach einem kurzen Blick auf das quietistisch-passive Luthertum vom englisch-amerikanischen Aktivismus aus, der unter dem Einfluß der neuen Zeitlage vom lutherischen Altprotestantismus und seiner dogmatischen Enge mehr und mehr losgekommen sei.

„Die Erkenntnis ist heute zum Durchbruch gelangt, daß das Evangelium gemeinschaftsbildend wirkt, einer Gemeinschaft anvertraut ist und nur in einer Gemeinschaft zu seiner vollen Auswirkung gelangen kann.... Das bedeutet nicht, daß heute eine einheitliche theoretische Erfassung des Problems vorliege. Im Gegenteil. Es ist heute erst recht in seine Gegensätze auseinander getreten, wie man gerade in Stockholm hat sehen können. Eine Auseinandersetzung in riesigen Ausmaßen zwischen der europäisch-continentalen und anglo-amerikanischen Auffassung des Reiches Gottes hat begonnen.“

In diesem Aufmarsch der Gegensätze nimmt nun Keller offen seinen Posten auf der anglo-amerikanischen Seite. Ganz im Gegensatz zu Titius fährt er fort:

„Unser Thema spricht mit Bedacht von der sozialen Erneuerung durch das Christentum, das aus dem Geiste des Evangeliums hervorgegangen bereits die Verbindung mit dem Naturrecht eingegangen hat.“

„Das Christentum, das aus dem Geiste des Evangeliums hervorgegangen“, ist das nicht die katholische Lehre von der mündlichen Überlieferung, die in der Tat von Anfang an wichtige Elemente des Naturrechts anerkannte und aufnahm und die für uns neben der Heiligen Schrift gleichwertige Glaubensquelle ist?

Dieses Naturrecht ist ja in seinem Wesen nichts als die Überzeugung, daß die menschliche Vernunft trotz ihrer Verdunklung durch die Erbsünde fähig geblieben ist, Gut und Böses, Recht und Unrecht, sittlich gutes Handeln und das

Gegenteil davon in weitem Umfang zu erkennen. Daher gibt es vor und neben der übernatürlichen Sittlichkeit der christlichen Religion oder des Evangeliums eine natürliche Ethik oder Moral, die auch den Nichtchristen ins Gewissen geschrieben ist und deren Vorschriften sie folgen müssen. Auch Dr. Keller hofft, daß Stockholm in seinen Fortsetzungen diese Verbindung von Ethik und Evangelium zum Siege führen werde.

Das ist nun gerade dasjenige Dogma, welches die deutschen Protestanten ablehnen und als doppelte Moral, als „Sittlichkeit mit zwei Stockwerken“, als ein Exempel rechnerischer Addition verspotten. Überall, wo die von Christus verkündete Moral des Evangeliums, besonders der Bergpredigt, nicht gelehrt und befolgt wird, sagen sie, da steht nur „die Eigengesetzlichkeit des Weltgeschehens“ in Geltung. Da können und müssen die weltlichen Gebiete der Wirtschaft und Politik, unbeeinflusst von theologischen und ethischen Rücksichten, die Grundsätze ihres Handelns einzig aus der tatsächlichen Lage schöpfen. Martin Luther sowohl als Nikolaus Machiavelli haben diese neue Lehre ungefähr gleichzeitig vorgetragen, und in neuerer Zeit ist der Grundsatz der Eigengesetzlichkeit des Weltgeschehens nicht nur in der Politik, sondern auch im Gebiet der Industrie, des Handels, der Finanzen, der Medizin und Gesundheitspflege und allgemein der Kunst und Wissenschaft in außerkatholischen Kreisen, besonders aber im deutschen Protestantismus fast zur Alleinherrschaft gelangt.

Auf den Zwinglianer D. A. Keller folgte in Frankfurt als Redner der lutherische Pfarrer Theodor Kappus, dessen Vortrag „Die Eiche“ ebenda bietet. Sein Thema war „Die Stellung des Christentums zur Friedensfrage“. Aber sein „Christentum“ ist wieder ein ganz anderes als das seines optimistischen Vorredners.

„Christentum ist“, sagt er, „Anbruch des Reiches Gottes oder eines Zustandes der Menschheit, in dem Gottes Wille geschieht auf Erden wie im Himmel. Es ist jetzt ganz nebensächlich, wann und unter welchen Voraussetzungen das Reich Gottes kommt.“ Mit Berufung auf Worte seines Stuttgarter Landsmannes, des lutherischen Prälaten Jakob Schöll¹ sagt er dann weiter: „Das Christentum selber will den Frieden, und wenn alle Menschen lebendige Christen wären — dann hätte ihn die Welt. — Wenn! Es sind nicht alle Menschen lebendige Christen. . . . So müssen wir also den Krieg als einen Teil des gesamten Weltgeschehens betrachten lernen. Und darin gehen nun manche Christen, namentlich Theologen, noch viel weiter, meiner Überzeugung nach viel zu weit. Aber wir können es wohl verstehen, wenn sie in suchendem Wahrheits-ernst soviel von der Eigengesetzlichkeit des Weltgeschehens reden.“

Als Verfechter der „Eigengesetzlichkeit“ nennt er dann der Reihe nach die Theologen Professor Paul Althaus, Freiherrn v. Pechmann (den Präsidenten des Deutschen Evangelischen Kirchentages), Professor R. Seeberg, Professor Karl Heim, während er als entschiedenen Gegner „dieses falschen, unendlich schädlichen Wortes“ nur Professor Weinel in Jena anführt.

¹ Herr Prälat Jakob Schöll nahm teil an der Sitzung des Fortsetzungsausschusses in Bern und hielt bei diesem Anlaß einen „Vortrag“ in dem einst katholischen Münster der Stadt. Darin ließ er folgende Ungezogenheit einfließen: „Wie aus allem kann man auch aus der Königsherrschaft Christi eine Redensart machen, die zu nichts verpflichtet, ja vielleicht menschliche Herrschaftsgelüste verbergen könnte.“ Uns aber soll es Ernst damit sein . . .“ („Monatschrift f. Pastoraltheologie“, Sept. 1926, S. 210. Göttingen, Vandenhoeck & R.)

Rappus entscheidet schließlich: „Es gibt keine Eigengesetzlichkeit des Weltgeschehens, welche der Christ als etwas Unabänderliches hinnehmen müßte oder dürfte.“

Die lange, gut gemeinte Beweisführung, der nur zu oft der logische Zusammenhang fehlt, gehört nicht mehr zu unserer Aufgabe. Hier handelt es sich nur darum, zu zeigen, wie unüberbrückbar die Gegensätze sind, welche in Stockholm zusammenstießen. Das in Bern beschlossene Institut für wissenschaftliche Erforschung der sozialen Probleme vom christlichen Standpunkt aus mag zusehen, wie es den amerikanischen Aktivismus und den deutschen Fatalismus mit seiner Eigengesetzlichkeit in einem neuen Dogma oder einem ethischen Nizäa vereinige.

Hören wir den folgenden Redner zum gleichen Thema: „Grundsätze über Christentum und Friedensbewegung.“ Professor D. Erich Foerster in Frankfurt a. M. kleidet seine diesbezüglichen Gedanken in aphoristische, nicht immer leicht verständliche Sprüche, aus denen einige hier folgen:

„Ethische Unterweisung richtet sich nur an Menschen. Völker und Staaten sind keine Menschen. Die Anwendung des Begriffes Persönlichkeit auf sie will sie nicht menschlichen Einzelwesen gleichstellen. Der radikale Verzicht auf das unkritische Spekulieren darüber, was Völker und Staaten dürfen und sollen, bildet die unerläßliche Voraussetzung für eine fruchtbare Diskussion. Den demagogischen Vorwurf, als ob Monarchen und Diplomaten dem Frieden weniger geneigt zu sein pflegten als Volkstribunen, darf der Christ nicht unbesehen nachsprechen. Die geschichtliche Forschung spricht von diesem Vorwurf wie Friedrich d. Gr. so Bismarck, wie Blücher so selbst Napoleon frei... Wissenschaftlich formuliert lautet die richtige Frage, ob die Förderung des Friedens für den Christen ein kategorisches Gebot sei.“

Ein solches kategorisches Gebot leugnet Foerster. Einzig das Gebot der Nächstenliebe ist kategorisches Gebot. „Luthers Unterscheidung zwischen Privatmoral und Amtsmoral stellt keinen Kompromiß zwischen Naturordnung und Liebesgebot dar und schafft auch keine Ausnahmestellung für irgend welchen Christen. Er bringt damit nur die unbedingte Geltung des Gebotes der Nächstenliebe zur Darstellung... Die Verantwortung des sittlichen Subjektes, die Erkenntnis des Nächsten, den mit allen seinen Kräften zu lieben er berufen ist, wird von Gott gegeben durch die Kontingenz der natürlichen und geschichtlichen Lage des einzelnen... Weil dies Gebot kategorisch ist, fordert es unter Umständen auch den Gebrauch der verliehenen Macht zu gewaltsamem Zwang und Abwehr, deren eine Form der Krieg ist. Nur aus der Verpflichtung gegen das eigene Volk kann der Krieg, wenn überhaupt gerechtfertigt werden. Die Verpflichtung kann nur aus dringenden Lebensbedürfnissen des eigenen Volkes erwachsen. Die Dringlichkeit bemißt sich nach der Notwendigkeit der Bedürfnisse. Gerade die sittliche Politik muß in diesem Sinne Interessenpolitik sein.“

Durch dieses willkürliche Hin- und Herschwanken zwischen Evangelium und Naturrecht, zwischen dem kategorischen Imperativ der nationalistisch eingeschränkten Liebe und der „Kontingenz (der unumstößlichen Gegebenheit) der natürlichen und geschichtlichen Lage“ gelangt Foerster zur Rechtfertigung der „Interessenpolitik“ im Sinne der machiavellistischen Eigengesetzlichkeit der Politik. Erst durch die Zuhilfenahme des christlichen Vorsehungsglaubens, den „die christlichen Kirchen“ pflegen müssen, wagt er schließlich doch als Ideal des Weltbundes den Satz: „Das höchste Interesse eines Volkes ist der Ausgleich seiner Interessen mit denen der andern Völker.“ Er setzt aber hinzu:

„Gott gibt keine Bürgschaft, daß solche Arbeit (der Pflege friedlicher Beziehungen) Erfolg hat; er erwartet aber von uns, daß wir unsere Pflicht tun.“ In Verbindung mit dem eben Gesagten heißt das; Als Theologen müssen wir dieses Ideal zwar predigen, wir haben aber kein Recht zu erwarten, daß „Diplomaten und Monarchen“ sich danach richten.

Nach Professor Goerster kam Professor D. August Lang aus Halle zum Wort, um für die Teilnahme an der Weltkonferenz in Lausanne zu plädieren. Sein Mißerfolg ist in einem früheren Artikel¹ erwähnt und kann hier außer Betracht bleiben. Seine Bitte, der Deutsche Evangelische Kirchenbund möge sich offiziell an der Lausanner Konferenz beteiligen, hat bis jetzt kein Echo gefunden und scheint abgelehnt zu sein.

Ganz anders faßte der amerikanische Methodistenbischof Nuel sen, der über „Versöhnung der Völker“ zu sprechen hatte, seinen Gegenstand an.

„Wir sind hier als Christen, als Glieder und Vertreter der Kirche Jesu Christi. Als solche müssen wir alle andern so auch diese Frage betrachten im Lichte der sittlich-religiösen Forderung des Evangeliums. Wir haben nur einen Maßstab und das ist nicht der wirtschaftliche Opportunismus noch der naturhafte Nationalismus, sondern die Forderung Christi.“ Mit Berufung auf die klaren Worte des Evangeliums verurteilte er den versöhnungsfeindlichen Nationalismus der heutigen Völker im allgemeinen und wendet sich dann besonders an seine deutschen Zuhörer, um sie mit eindringlichen, wohlwollenden und klug abgewogenen Worten zu bitten, sie möchten doch ihren Versöhnungswillen nicht von so unmöglichen Bedingungen abhängig machen wie etwa: Solange die Frage der Kriegsschuld nicht unparteiisch und gründlich untersucht und die Anklage der Alleinschuld Deutschlands nicht öffentlich widerrufen sei, verbiete den Deutschen ihre Kavallerie, dem andern Teil die Hand zum Frieden und zur Versöhnung zu reichen. „Ich bin mir wohl bewußt“, gesteht er, „daß es ungemein schwer ist; für deutsche Christen jedenfalls schwerer als für Christen anderer Nationen. Und doch muß ich Sie bitten, diesen Empfindungen nicht nachzugeben. Die Versöhnungsarbeit kann nicht von gerichtlichen Untersuchungen abhängig gemacht werden... Durch nichts können die Gegensätze leichter überwunden werden und kann man sich leichter verstehen lernen als durch gemeinsames Wirken an einem großen Werk. Und kein Werk ist größer und wichtiger als die Aufgaben, die das Reich Gottes uns darbietet. Und diese Riesenaufgaben erfordern die vereinte Kraft aller, die Jesus Christus als ihren Herrn bekennen.“

Die Rede macht dem Amerikaner alle Ehre. Welchen Eindruck sie auf die deutschen Hörer machte, darüber schweigen unsere Berichte.

Zuletzt sprachen noch zwei Redner über Aufgaben, die nicht unmittelbar zu unserem heutigen Gegenstand gehören. Der Arbeitersekretär August Springer behandelte „die Versöhnung der Klassen“ und Pfarrer René Wallau „die Versöhnung der Konfessionen“. Der erstere legt ein warmes Wort ein für die vielfach gedrückte Klasse der Lohnarbeiter und bittet seine Zuhörer, unter denen Proletarier nicht vertreten waren, sie möchten eingedenk ihrer Christenpflicht ein fühlendes Herz für diese Klasse haben und auch in ihren Kreisen für Überbrückung des Klassengegensatzes arbeiten².

Pfarrer Wallau will praktische Vorschläge darbieten, wie die vielen Konfessionen zwar nicht zur Vereinigung (diese hält er für unmöglich), aber doch

¹ Diese Zeitschrift 111 (1926) 421.

² Der schöne Artikel ist auch von der offiziellen Zeitschrift des Deutschen Evang. Kirchenbundes, „Das Evangelische Deutschland“, Nr. 70, übernommen und von Fr. Thimmes Monatsschrift „Zusammenschluß“, Heft 7, größtenteils abgedruckt und belobt. Er verdient den Erfolg.

zur Versöhnung und zum Zugeständnis der Gleichberechtigung gelangen können. Seine Gleichberechtigung ist natürlich die dogmatische in Söderbloms Sinn. Darum ist er sehr schlecht auf Rom zu sprechen, weil es auf diesen so verlockenden Boden immer noch nicht treten will.

Alle angeführten Redner und Berichterstatter sind Mitarbeiter Söderbloms und zum Teil Mitglieder der Stockholmer Konferenz, wie ja auch der „Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen“ und besonders sein deutscher Zweig sich um das Zustandekommen der Stockholmer Tagung ein wesentliches Verdienst erworben hat. Da ist es um so lehrreicher zu beobachten, wie die Redner fast auf Schritt und Tritt Beweise dafür liefern, daß ein Verhandeln über die Ethik und zumal die Sozialethik des Christentums nicht möglich ist, wenn über das christliche Dogma keine Einheit herrscht. Solche Einheit fehlte in Frankfurt und wurde auch in Bern nicht gefunden. Der Zwiespalt verschärfte sich an beiden Orten. Der schlagendste Beweis liegt in dem einen Wort „Eigengesetzlichkeit“. In diesem moralischen Begriff unterscheiden sich die deutschen Lutheraner, auch wenn sie zum Neuprotestantismus halten und wenn sie das Wort als schädlich ablehnen, wesentlich und grundsätzlich vom Weltprotestantismus. Martin Luther hat diese Eigengesetzlichkeit des Weltgeschehens und der Weltpolitik mit aller Bestimmtheit ausgesprochen:

„Ein ganz Land oder die Welt mit dem Evangelio regieren das ist ebenso, als wenn ein Hirt in einen Stall zusammentäte Wölfe, Löwen, Adler, Schafe, und ließe je gleiches frei unter den andern gehen und spräche: Da weidet euch und seid fromm und friedlich untereinander; der Stall steht offen, Weide habt ihr genug, Hund und Keulen braucht ihr nicht zu fürchten! — Hier würden die Schafe wohl Frieden halten und sich friedlich also lassen weiden und regieren, aber sie würden nicht lange leben noch kein Tier vor dem andern bleiben.“¹

Darum weigerte er sich, vom Evangelium aus Grundsätze aufzustellen und Anweisung zu geben für weltliches Regiment der Fürsten. Das überlasse er diesen und ihren Juristen; ihm gezieme bloß die Gewissen mit dem Evangelio zu trösten. Dieser echt lutherische Gegensatz zwischen weltlichem Regiment und Reich Gottes oder Evangelium stellte sich auch im Fortsetzungsausschuß als Sprengpulver ein. „In Stockholm sollte von den praktischen Aufgaben des Lebens geredet werden, aber fast in jeder Rede wurde vom Reich Gottes gesprochen“, sagte Söderblom in Bern². Kein Wunder! Wie Luther durch seine Anhänger und den Lauf der Ereignisse gezwungen wurde, sich gegen seinen obigen Grundsatz in die Politik und weltliche Händel zu mischen, so zwingt der heutige Stand der Dinge den Fortsetzungsausschuß zur Beantwortung der Frage, wie er die anglo-amerikanische Forderung: „Aufrichtung des Reiches Gottes in der Gegenwart durch sozialethische Reformen im Geiste des Evangeliums mit der Lehre der heutigen Lutheraner“

¹ Diese wichtige Stelle steht in Luthers Schrift „Von weltlicher Gewalt“, die er im Jahre 1523 herausgab, in der Weimarer Ausg., 11. Bd., S. 251; Erlanger Ausg., 22. Bd., S. 69. In der „Allg. Evang.-Luth. Kirchenzeitung“ 1918 Nr. 47 ist sie abgedruckt mit der bezeichnenden Überschrift: „Was D. Luther vom Völkern und hielt.“ Machiavelli, „Der Fürst“, erschien 1532. — Für Luthers Ansicht besonders zu vergleichen H. Grisar, Luther III 45 und die dort und im Register unter „Beruf“ angef. Stellen; ferner E. Troeltsch, Ges. Schriften 4. Band (1925) 3, 5 S. 202 ff. ² „Allg. Evang.-Luth. Kirchenzeitung“ 1926, Nr. 41.

vereinigen wolle, die behauptet, daß die ganze diesseitige Welt zufolge ihrer „Eigengesetzlichkeit“ des Teufels sei, und daß das Reich Gottes erst nach dem Jüngsten Tage komme.

Dadurch daß Luther den Glaubenssatz aufstellte, die menschliche Vernunft sei infolge der Erbsünde bis in den Grund verdorben und für alles Göttliche, Ewige und Religiöse unfähig und blind, hat er dem verzweifelten Pessimismus seiner deutschen Schüler von heute die dogmatische Grundlage geschaffen. Vernunft, Wissenschaft, Philosophie, Recht, Politik und Wirtschaft haben für das Evangelium keinen Wert und keine Empfänglichkeit, sie stehen unter dem bösen Regiment der bösen Welt oder des Teufels. Besonders die Scholastik mit ihrer Logik, Metaphysik und Ethik oder vernunftgemäßen Sittenlehre ist die Todfeindin des Evangeliums, wie Luther es versteht, nämlich des Glaubens allein, des blinden Fiduzialglaubens.

An diesem Dogma von der Rechtfertigung durch den Glauben allein ohne die Werke scheiden sich noch heute die Wege des kontinental-europäischen und des anglo-amerikanischen Protestantismus. Denn die Redensart von der Eigengesetzlichkeit des Weltgeschehens, der weltlichen Wissenschaft und Technik ist nur eine verschämte Hülle für den Satz, daß die Welt des Teufels sei und daß der Zweck die Mittel heilige. Den Protestanten des englischen Sprachgebietes wie auch den meisten andern Reformierten ist solcher Pessimismus ein Greuel. Im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten sah man keinen zwingenden Grund, an einer Versöhnung von Vernunftmoral und Evangelium zu verzweifeln. Die Ethik, die vernunftgemäße Sittenlehre war, Kalvin zum Troß, schon seit Jahrhunderten das Pflegekind der englischen protestantischen Theologen. Sie wurde von ihnen meist im Sinne des flachen Utilitarismus ausgebaut. Die amerikanischen Calvinisten hatten für diese philosophische Moral volles Verständnis. Demgemäß verlegten sie das Reich Gottes nicht wie die Lutheraner ins Jenseits der Ewigkeit, in den Zustand nach dem Jüngsten Tage, sondern wollten es schon im Diesseits erleben und genießen.

Das goldene Zeitalter, von dem die Dichter träumen, finden sie in dem Reiche Gottes, von dem das Evangelium spricht, vorhergesagt, und seine Aufrichtung in unserer Gegenwart gilt ihnen als Aufgabe der heutigen Christenheit. Es steckt viel unbewußt Katholisches in solchen englisch-amerikanischen Gedanken. Die katholische Kirche hat von Anfang an Luthers Dogma von der totalen und rettungslosen Verderbtheit der menschlichen Natur und Vernunft abgelehnt und festgehalten an der schon von den alten Heiden erkannten Wahrheit, daß die sittlichen Anforderungen des Gewissens der menschlichen Erkenntnis unverlierbar eingeschrieben seien, wie es der hl. Paulus im Brief an die Römer (2, 14 15) ausspricht. Das katholische Dogma von Naturgesetz und Naturrecht war von jeher ein Eckpfeiler der christlichen Sittenlehre, der die Lehre von der natürlichen, philosophischen Ethik mit den Vorschriften der christlichen übernatürlichen Moral in schönsten Einklang setzte.

Es erhebt sich jetzt die Frage: Auf welche Seite wird Söderbloms Fortsetzungsausschuß sich stellen? Ein Kompromiß, eine Verschleierung ist wohl unmöglich. Dafür liegt der Gegensatz zu offen am Tag. Daß in den konfessionell-dogmatischen Streit auch noch eine nationale Feindschaft hineinspielt, macht den Ausgleich noch schwieriger: Lutheraner stehen gegen Reformierte,

Deutsche gegen Briten. Der zweite Gegensatz dürfte noch schwerer zu heben sein als der erste; denn obwohl im Weltprotestantismus das englisch-amerikanische Element jetzt übermächtig ist, so verbietet dafür dem deutschen Luthertum sein übermäßig entwickeltes Ehrgefühl, das im deutschen Kirchenbund den Ton angibt, ein offenes und ehrliches Kapitulieren. Dieses Ehrgefühl war auch der Hauptgrund, daß der Bund den rechtzeitigen Anschluß an Lausanne veräumte.

Die bisher bekannt gewordenen Berichte lassen leider nicht erkennen, wie man in Bern diesen Zwiespalt behandelt hat. Wir sind darum immer noch auf die Stimmen der Frankfurter Tagung des Friedensbundes angewiesen. Man könnte einwenden, die wenigen, wenn auch noch so hervorragenden Vertreter der dort ausgesprochenen Ansichten liefern noch keinen Beweis, daß jene zwei Sätze von der Ablehnung des Naturrechts und der Eigengesetzlichkeit des Weltgeschehens Gemeinlehre des deutschen Protestantismus oder genauer des deutschen Luthertums seien. Da trifft es sich gut, daß gerade in jüngster Zeit zwei kleine Bücher erschienen sind, welche die Lücke ausfüllen. Es ist zunächst das Büchlein: „Das Wesen des Evangelischen Christentums“¹ von D. Karl Heim, dem Vertreter der systematischen Theologie an der lutherischen Fakultät der Universität Tübingen.

Hier besteht das ganze neunte Kapitel: „Die evangelische Sittlichkeit“, aus einer kurzen Darstellung der lutherischen sola fides mit einer langen, ironisch-überheblichen Abwandlung des katholischen Systems, das „wie zwei Stockwerke eines Gebäudes übereinandergebaut“ sei und mit einem rechnerischen Additionsexempel verglichen wird.

„Das untere Stockwerk ist die Naturbasis. Hier gilt das Naturrecht. ... Auf dieses untere Stockwerk ist nun aber ein höheres Stockwerk aufgesetzt wie eine Kuppel, die in den Himmel hineinragt. Das ist der internationale Gottesstaat der Kirche. ... Hier scheint also in der Tat alles vereinigt und harmonisch zusammengeschlossen zu sein, was zur Weltkultur gehört. ... Der Politiker darf Krieg führen, wenn er nur den Zweck der Kirche nicht stört, der Kapitalist darf spekulieren, wenn er nur die Kirchenvorschrift über das Zinsnehmen und den ‚gerechten Preis‘ nicht überschreitet. Die Arbeiterschaft darf sich organisieren, wenn sie sich nur an das große sozialpolitische Programm des Papstes Leo XIII. hält.“²

„Diese mittelalterliche Lösung des Problems Christentum und Kultur“, sagt Heim weiter, „hat Gewaltiges geleistet. ... Trotzdem müssen wir sagen: Die Tage dieses mittelalterlichen Systems sind gezählt. Es gehört der Vergangenheit an. Mit dem Beginn der Neuzeit, mit dem Anfang der neuen Weltkultur, die mit der Renaissance einsetzt, ist das langsam anders geworden. Die Loslösung hat sich ganz unabhängig [?] von der Reformation vollzogen.“

Nun beginnt Heim einen langen Lobgesang auf die „Eigengesetzlichkeit“ der weltlichen Kulturgebiete, wenn er auch das Wort Eigengesetzlichkeit, soviel wir sehen, vermeidet. Auf ihn „wirkt es heute nur noch komisch“, wenn der Apostolische Stuhl durch Index u. dgl. in Fragen der Philosophie oder der

¹ „Wissenschaft und Bildung“ Nr. 209, H. 8^o (124 S.) Leipzig 1926, Quelle & Meyer.

² Auf die vielen verständnislosen und boshaften Insinuationen, welche das ganze Kapitel verunstalten, wollen wir hier nicht eingehen. Eine protestantische Stimme spricht in der Monatsschrift „Die Hochkirche“ (Nov. 1926, S. 332 ff.) sich mit aller Schärfe gegen Heim aus. „Das Buch kann zu einer Gefahr werden. Manchen Laien wird es neiderfüllt die Blicke nach Rom wenden lassen, und ihm somit den Weg nach Rom weisen.“

Physiologie, der Heilkunde, der Politik, der Kunst oder gar der Kriegsführung ein Wörtlein mitsprechen möchte.

„Als die Tempel eingestürzt waren, wurde die ganze Welt zum Tempel Gottes. Die Werkstatt wurde zur Kirche, das Vaterland zum Heiligtum und alle, die am Aufbau des Menschenlebens bauten, walteten in dieser großen Kirche Gottes als geweihte Priester. . . . Versuchen wir nun beides zusammenzuschauen, das was Luther über den weltlichen Gottesdienst sagt, und den neuen Sinn, den das Wort *Jenseits* durch die neue Astronomie bekommt, dann empfinden wir den tiefen Zusammenhang, der zwischen beiden besteht. Es sind nur zwei verschiedene Ausdrucksformen ein und derselben Wendung des Geisteslebens. Beide Male war der Überbau abgetragen. Es gibt keinen Tempelbezirk mehr. . . . Es gibt keine besondern Pflichten gegen Gott mehr. Man kann Gott nur dienen, indem man für seine Mitmenschen eine helfende Kraft ist.“

Das ist die reine Humanitätsreligion der Freimaurerei ohne Pflichten gegen Gott. Das ist das Kirchenideal, welches einst Richard Rothe aufgestellt hat, der von Heim als „einer der größten protestantischen Ethiker“ gefeiert wird. Rothe meint, die höchste Bestimmung der Kirche gehe dahin, sich selbst überflüssig zu machen und ganz im modernen Kulturstaat auf- und unterzugehen. In der Tat. Wenn der Unterbau, das Naturrecht des hl. Thomas durch Luthers Evangelium oder die moderne weltliche Kultur zerstört und der Überbau, die Kuppel des Reiches Gottes, durch diese weltliche Kultur „abgetragen“ ist, was bleibt dann noch von Religion und Christentum?

Das Büchlein von Karl Heim kann uns aus dem Grund als Maßstab gelten, weil der Verfasser im Vorwort seine Absicht dahin richtet, nicht neue Gedanken zu bieten, sondern „einmal das zu einem einheitlichen Bild zusammenzufassen, was sich in der letzten Zeit in der fortwährenden Auseinandersetzung mit der wachsenden Macht des Katholizismus immer deutlicher als gemeinsame Überzeugung der protestantischen Menschen herauszubilden beginnt“.

Die andere Arbeit über unsern Gegenstand, auf die wir noch hinweisen wollen, rührt von einem Fach- und Fakultätsgenossen Heims her, von D. Friedrich Schumann, Privatdozent der systematischen Theologie in Tübingen, und ist betitelt „Das Wesen des Sittlichen nach katholischer und evangelisch-reformatorischer Auffassung“¹.

„Als die allerdringlichste Aufgabe, die der Protestantismus in der Gegenwart zu lösen habe“, so Schumann gleich auf der ersten Seite, „wird heute immer und immer wieder die Ausbildung einer brauchbaren Sozialethik bezeichnet. Vermöge er diese Aufgabe nicht zu lösen, so argumentiert man dabei — und so war im großen und ganzen auch das Arbeiten des Stockholmer Kirchenkonzils eingestellt — dann werde ihm die katholische Kirche den Rang ablaufen. Denn sie hat — darauf wird mit vollem Recht immer wieder hingewiesen — eine fertig ausgearbeitete Sozialethik zur Hand. . . .“

„Ist es denn von vornherein so ausgemacht, daß es eine solche protestantische Sozialethik geben müsse und geben könne? Ist eine solche vielleicht gerade aus den Grund-

¹ Erschienen in dem Sammelbändchen: „Moderner Katholizismus.“ Ein Beitrag zur Auseinandersetzung mit ihm. Herausgegeben von J. Müller-Schwefe, Provinzialpfarrer für Apologetik. 8° (154 S.) Gütersloh 1926, Bertelsmann. Außer dem Obengenannten enthält es Beiträge von Prof. Carl Mirbt, Prof. Georg Mehring, Pfarrer Homann, Georg Schulz und vom Herausgeber. Im ganzen von geringer Bedeutung.

voraussetzungen der Reformation heraus unmöglich? Diese Fragen seien hier zunächst nur gestellt. . . .“

Um die rechte Lösung zu finden, sucht er zu bestimmen, was im Katholizismus unter dem Wesen des Sittlichen verstanden werden muß. Dabei zeigt er wie sein Kollege Heim starke Anlehnung an Ernst Troeltsch, obwohl dessen „kalter Hohn“ über das deutsche Luthertum ihn anwidert. Nachdem er ältere Versuche seiner Konfessionsgenossen in dieser Richtung abgewiesen hat, bestimmt er selbst das gesuchte Wesen in folgenden Sätzen:

„Wir gehen am besten aus von einer Konstruktionslinie, welche den ganzen Systembau des katholischen Denkens durchgehends beherrscht. Er ist ausgesprochen in dem scholastischen Grundsatz: *Gratia perficit naturam*, die Gnade vollendet die Natur. Alles Natürliche bildet die *praeambula gratiae*. Das Reich der Natur und der natürlichen Vernunft bildet die Unterstufe, die ihren eigentlichen Sinn erst dadurch erhält, daß die Oberstufe, das Reich der Gnade, darauf gebaut wird. Die natürliche Vernunft genügt nicht zur Erreichung desjenigen Ziels, das im Licht der Gnade dem Menschen vorgestellt ist, aber sie hat eine positive Beziehung schon aus sich selbst heraus auf dieses Ziel. . . . Die richtig eingestellte Vernunft erweist von sich aus die Grundlage des Glaubens; so hat das Vatikanische Konzil von 1870 diesen Konstruktionsgrundsatz des katholischen Systems von neuem bestätigt und formuliert.

„Vergegenwärtigen wir uns, was dieser Grundsatz für die Sphären der Erkenntnis und insbesondere des Willens — und damit des Sittlichen besagt. Die menschliche Vernunft — das ist das erste, grundlegende — vermag von sich aus Gott zu erkennen, auch ohne Offenbarung. Zwar kann sie nicht die Erkenntnis erreichen, welche zum Heil erforderlich ist, aber sie vermag — auch nach ihrer ‚Verlegung‘ durch den Sündenfall — mit ihrer Erkenntniskraft doch so weit vorzustößen, daß sie Gott nach seinem allgemeinen Sein, Gott als Schöpfer und Erhalter der Welt, als reinen Geist und höchstes Wertwesen zu erfassen imstande ist. Das genügt freilich, wie gesagt, nicht, um damit das von Gott dem Menschen gesteckte Ziel zu erreichen. Dazu bedarf es der Offenbarung, wie sie in der Heiligen Schrift gegeben ist. Diese Offenbarung ergänzt und vervollständigt das der natürlichen Vernunft Erreichbare, sie ist eine natürliche Lehr- und Erkenntnismitteilung, welche als höheres Stockwerk auf die natürliche Erkenntnis aufgebaut wird. Sie wird verwaltet durch das unfehlbare Lehramt der Kirche. . . . Um ihrer selbst, um ihres eigentlichen Wesens willen bedarf also, so gesehen, die natürliche Erkenntnis der Philosophie und Einzelwissenschaft der Kontrolle durch das die Offenbarungserkenntnis verwaltende Lehramt der Kirche. . . . Wenn man die Frage stellt: Gibt es wahrhafte, echte Vernunftserkenntnis? so wird die Antwort des Katholizismus darauf immer eine bedingte und doppelte sein: er wird allem Skeptizismus gegenüber mit größtem Nachdruck die menschliche Vernunft als echte, zuverlässige Erkenntnisquelle behaupten; er wird aber sogleich hinzufügen, daß nur die auf die Offenbarung hin orientierte Vernunft der Wahrheit ihrer Erkenntnis gewiß sein könne.

„Unmittelbar wichtig wird für uns die Auswirkung jenes Additions- und Zweistockwerkeschemas auf die Sphäre des Willenslebens. Hier wird zunächst die Aristotelische Psychologie völlig übernommen. Die Vorstellung eines Gutes als solche bewegt den Willen, die Vorstellung des höchsten Gutes (*summum bonum*), bewegt als solche den Willen mit Notwendigkeit [?]. Er kann, sofern Täuschung und Irrtum ausgeschlossen bleiben, an sich gar nicht anders, als das höchste Gut wollen, wenn die Vernunft es ihm vorstellt. Nun wird weiter die Gleichsetzung des *summum bonum* mit ‚Gott‘ aus der griechischen Philosophie übernommen — den Weg dazu vom widerstrebenden [?] christlichen Gottesgedanken her hatte Augustinus nur allzu erfolgreich geebnet —; da nun, wie wir sahen, die natürliche Vernunft Gott seinem allgemeinen Wesen nach er-

fassen kann, so vermag sie auch, dem Willen die Vorstellung Gottes als des summum bonum zu präsentieren, und da die Vorstellung des höchsten Gutes den Willen mit Notwendigkeit [?] zur Zustimmung bewegt, zum Begehren bringt, so folgt daraus, daß grundsätzlich der natürliche Wille sich auf Gott als das höchste Gut zu richten vermag. Es gehört zu seinem natürlichen, unverlierbaren Wesen, das Gute zu wollen. Auch durch die Erbsünde ist er darin zwar geschwächt und gehemmt worden, aber unmöglich konnte die Erbsünde das Wesen des Willens als Willen aufheben oder in sein Gegenteil verkehren. Und dieses Wesen ist eben die ‚Freiheit‘, d. h. die Fähigkeit, von sich aus das Gute zu wollen.

„Stellen wir uns nun die Frage: Erkennt der Katholizismus ein Sittliches in einem Eigen- und Sonderinn des Wortes, das Sittliche als Eigen- und Selbstwert an? — so muß die Antwort darauf ähnlich doppelt lauten wie oben bei der Erkenntnis. Der Katholizismus legt den größten Wert darauf, daß es eine natürliche vernunftgemäße sittliche Erkenntnis und Normierung gebe. Aber... sittlich (in der übernatürlich christlichen Ordnung) ist eine freie Willenshandlung eines Menschen dann, wenn sie, ob auch nur virtuell durch irgend einen Zusammenhang vermittelst der kirchlichen Gnadenordnung auf den höchsten Zweck bezogen gedacht werden kann¹.

„Schließlich müssen wir noch einen Blick auf eine wichtige Folge dieses Tatbestandes werfen... Unterwirft sich die ganze Welt der Priesterkirche, so kann die ganze Welt mittelbar in jene Beziehung gebracht werden. Es kann die ganze Welt — trotz alles in ihr vorhandenen und mächtigen unsittlichen und unchristlichen Wesens — doch grundsätzlich versittlicht und verchristlicht werden... Hier wird also das große Programm einer alles Weltliche, alles Politische, Kulturelle, Wirtschaftliche nach christlichen Grundsätzen neu gestaltenden Ordnung möglich und sinnvoll. Hier, und nur hier! Unter diesen Bedingungen, und nur unter diesen Bedingungen!²

„Halten wir einen Augenblick inne vor dem großartigen Anblick, der sich hier auftut. Omnia instaurare in Christo! Das Welt- und Menschheitsganze in eine große Symphonie zusammenkomponiert, alles Widerstrebende aufgelöst in der einen großen, alles in sich zusammenschließenden Einheit. Der Wunderbau des Reiches der Natur und des Reiches der Gnade, Civitas Dei — der Gottesstaat, der die Welt umfaßt.

„Welcher Zauber ist von diesem Bilde ausgegangen! Der frühmittelalterliche Mensch war von ihm so überwältigt, daß er außerhalb dieses Bildes nicht zu denken noch zu leben vermochte. Und auf der Höhe des Mittelalters hat einer der harmonischsten Geister es in Gedankenwelt geläutert — Thomas von Aquino, einer der ganz großen Dichter den Zauber unvergänglicher Schönheit darüber ausgegossen — Dante. Und noch immer leuchtet das Bild, und sein Leuchten zieht auch heute die Blicke der vom Dunkel der Zeit Umfangenen auf sich, sein Zauber wirkt weit über die äußern Grenzen der katholischen Menschheit: wenn heute aus Herzen und Hirnen, die wund sind von der Not der Zeit, der Ruf sich erhebt nach Neugestaltung der Welt aus dem Geist des Christentums heraus, nach Verchristlichung einer in Gottlosigkeit verfaulenden Welt, nach der großen, neuen christlichen, auch ‚evangelischen‘ Sozialgestaltung, nach der evangelischen Sozialethik — so ist dieser Ruf im Grunde, ob auch vielen un-

¹ Dieser letzte Satz ist ganz widersinnig. Nicht auf das „gedacht werden können“ kommt es an, sondern darauf, ob der Handelnde selbst sein Tun irgendwie auf den höchsten Zweck, auf Gott bezieht. Zu obigen von uns gesperrten Worten macht Schumann die vielsagende Anmerkung: „Das ist der eigentliche Sinn des populären Vorwurfs gegen die ‚Jesuitenmoral‘, daß ihr Grundsatz laute: Der Zweck heiligt die Mittel.“ — Der gut katholische Gebrauch der „guten Meinung“ und der „jesuitische“ Grundsatz ein und daselbe! Heißt das den Worten ihre Bedeutung lassen?

² Im Original gesperrt.

bewußt, der Verzweiflungsschrei nach der Civitas Dei, nach dem Gottesstaat Augustins, nach Thomas und — nach Rom.“¹

Soweit D. Schumann-Lübingen. Für Söderblom und seine Mitarbeiter in Bern ist der Wink deutlich genug. Ebenso deutlich geht aus Schumanns wie aus Heims Worten hervor, daß nicht nur nach ihrer eigenen Ansicht, sondern nach der heute im deutschen Protestantismus vorherrschenden Lehre zwei Sätze feststehen: 1. Es gibt kein Naturrecht im katholischen oder einem der katholischen Lehre verwandten Sinn; alle religiöse und sittliche Erkenntnis ist vielmehr durch den Glauben einzig und allein aus dem Evangelium zu schöpfen. 2. Das Evangelium sagt über politische und soziale Fragen nichts, weil es sich überhaupt um weltliche Fragen nicht kümmert. Alle diese, und überhaupt alle wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Angelegenheiten des Diesseits folgen in voller Unabhängigkeit und Voraussetzungslosigkeit ihren eigenen immanenten Gesetzen. Auch für den „evangelischen“ Christen sind bei seiner weltlichen Berufstätigkeit diese Eigengesetze der Welt alleinige Richtschnur.

Das ist der Sinn der vielgerühmten Berufsethik, die Luther wieder entdeckt haben soll. Wenn aber die Katholiken meinen, auch in derlei Berufsarbeiten wie in Wissenschaft und Kunst müsse man sich nach den Geboten Gottes und den Anweisungen des Evangeliums richten, so ist das nach der neuen Berufslehre nichts als römisches Mißverständnis. So erklärt es sich, daß z. B. Bismarck trotz seiner „Realpolitik“ vom tonangebenden deutschen Protestantismus als evangelischer Musterchrist gefeiert werden kann. So wird es auch verständlich, daß die Wortführer des deutsch-konservativen Christentums im Reichstag unverblümt erklären konnten, das Duell sei zwar gegen das Gebot Gottes, aber in solchen Sachen, die den Ehrenpunkt betreffen, könne man sich nicht nach den Geboten des Evangeliums richten. Das weitere müsse jeder mit seinem eigenen Gewissen abmachen.

Das weitschichtige Feld: Politik und Moral, Politik und Religion, Politik und Kirche, ist schon vor dem Krieg, dann besonders während des Weltkrieges und hernach in Deutschland so vielfach bearbeitet worden, daß der Stoff geradezu unübersehbar geworden ist. Auf der katholischen Seite blieb man mit verschwindenden Ausnahmen bei der altbewährten Lehre der großen Vorzeit. Auf Protestanten und Ungläubige aber machten diese „veralteten“ Ansichten, wie wir oben hörten, nur noch einen komischen Eindruck. Ihnen galt es ein für allemal als ausgemacht, daß zwischen Christentum und Evangelium einerseits und der weltlichen Politik und den Anforderungen des bürgerlichen Lebens auf der andern Seite dauernde „Spannungen“ oder, wie man früher sagte, unlösbare Widersprüche obwalten. Wenn man in solcher Lage Evangelium Evangelium sein läßt und sich nach den bequemeren weltlichen Maximen richtet, so braucht das ein luthergläubiges Gewissen weiter nicht anzufechten. Die Beobachtung der Gebote Gottes ist ja sowieso unmöglich. Es genügt, wenn man sich auf den blinden Fiduzialglauben hinüberschwingt, der ohne weiteres rechtfertigt.

Matthias Reichmann S. J.

¹ Im Original nicht gesperrt.